

**RAPHAELA
EDELBAUER**

Roman

**DAS
FLÜSSIGE
LAND**



Klett-Cotta

immer derselbe Gasthof bis nach Salzburg und über die Grenze nach Bayern, wo der Strom der Wirtshäuslichkeit irgendwann verebbte.

Ich fuhr an diesem Tag weit hinaus, an Mariensee vorbei und hinunter ins Kamptal, zu einem Steinbruch, einer Nutstelle des Landes, wo sich die Kontinentalplatte erschrocken von sich selbst losgesagt hatte. Hier endlich schien mir der geeignete Ort zu sein. Der Herbst dampfte aus dem sacht modernden Untergrund, doch es war noch warm genug, dass ich die Autofenster offen lassen konnte. Der Boden war nassfeucht, ich musste das Tempo drosseln. Dass zu allen Zeiten mein Handy klingelte, quälte mich seit Tagen: als würden die Nachrichten wie lästige, unangekündigte Besucher vor meiner Türe warten. Ich musste einen radikaleren Schritt unternehmen und hier stand ich also: An der Bruchstelle des Steins, der neben der Landstraße in die Tiefe führte.

In diesen Abgrund warf ich mein Handy. Ich sah es erregt hundert Meter ins Tal fallen, und mir war, als hätte ich einen aufdringlichen Verfolger abgehängt. Ich meinte zu hören, wie es platzte an den gezackten Steinwänden und endlich liegen blieb. Euphorisiert von diesem Geräusch, sah ich noch einen Augenblick in die Tiefe, bewegte mich dabei aber schon rückwärts wieder aufs Auto zu.

3

Obwohl mich fröstelte, fuhr ich die Strecke, die ich mir morgens vorgenommen hatte, eisern zu Ende. Ich bereute nun, nicht bedacht zu haben, dass mir ohne Handy auch das Navigationsgerät abging. Ich durchquerte eine Ortschaft namens Puchsberg, da stach mir ein Wegweiser ins Auge: Ich bremste reflexhaft, stellte den Wagen am Wegesrand ab und ging zu Fuß näher an das handgeschnitzte, an einem Baum aufgehängte Schild, um meinen ersten Eindruck zu bestätigen: GASTHOF ZUR TAUSENDJÄHRIGEN EICHE.

Das Gebäude lag auf einer Anhöhe, keine fünf Minuten von der Ortschaft entfernt. Ich musste vier Versuche starten, ehe ich es fertigbrachte, die Parklücke zu treffen, die letzte, die vor dem Gasthaus überhaupt noch frei war. Schon von draußen sah ich, dass die Eiche das Gebäude spaltete, als wäre es von einem hölzernen Blitz getroffen worden. Ich stand noch einen Augenblick im Regen und fragte mich, warum das Haus nicht vollständig mit Wasser vollgelaufen war, denn aus dem Dachstuhl ragte ja ungeschützt die Baumkrone. Es war genau, wie mein Vater es beschrieben hatte.

Vielleicht aufgrund des feuchten Wetters herrschte im Inneren des Gasthauses Überfülle, das sah man schon von der Rezeption aus: Jeder Tisch war besetzt, und selbst wenn alles voll war, standen noch zwei oder drei Klappstühle daneben. An robusten Holzgarnituren saßen ganze Großfamilien, die sich über die Bänke hinweg Dinge zuriefen und auf deren Schößen, wenn man endlich glaubte, dass jetzt wirklich niemand mehr Platz haben konnte, noch ein paar Säuglinge verteilt lagen. Im Eck knisterte ein Schwedenofen – ein schwirrender, hitzeerfüllter Raum sich bewegender Menschen.

Ich hatte kurz Sorge, ob überhaupt ein Zimmer frei wäre. Aber natürlich, sagte die Frau an der Rezeption, als ich meine Frage an sie herantrug, es werde in wenigen Stunden eines geräumt und ich solle inzwischen etwas zu essen bestellen. Ich wurde von einer Kellnerin geführt, die mich beim Betreten der Stube wie ein kleines Kind an der

Hand ergriffen hatte und nun mit bemerkenswerter Behändigkeit zwischen den Gruppen durchwedelte. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie man auch nur einen einzigen Menschen mehr hier unterbringen sollte. Sie schlichtete mich schließlich an einen winzigen Tisch zu einem Mann, der in seinen Krautsalat vertieft war.

So wenig ich die Intimität einer willkürlichen Zusammenlegung sonst ertrug, so interessant sah doch mein Gegenüber aus: Er musste um die vierzig Jahre alt sein und war in ein äußerst merkwürdiges Gewand gekleidet; eine Art violette koptische Tunika, die sich so eklatant von der Kleidung der anderen Wirtshausbesucher unterschied, dass ich mich wunderte, warum ihn niemand anstarrte. Er schrieb an seinem Krautsalat vorbei in ein Notizbuch – und zwar in einer Schrift, die ich noch nie gesehen hatte. Wohl hatte sie Ähnlichkeit mit Koreanisch, dann aber wieder wuchsen Hütchen und Haken aus den Buchstaben, dass man sie für verwandt mit der slawischen Familie halten konnte. Ich bestellte einen Aufstrichteller, trank mein erstes Viertel Wein hinunter und fragte mich, wie ich meine indiskreten Blicke auf den Mann kaschieren könnte. Er ließ soeben die unappetitlichste aller Speisen – ein sogenanntes Gabelfrühstück – aus der Dose auf seinen Teller gleiten und begann, in der gelben Masse des Eischaums, wie ich annahm, nach dem Fisch zu suchen.

Unsere Augen trafen sich für eine schneidende Sekunde.

»Das Schicksal hat es nicht gut mit Ihnen gemeint«, sagte er auf einmal fast zu sich selbst, aber als ich wieder aufsah, hatte er den Finger wie zur Anklage gegen meine Brust gerichtet.

»Man hat Ihre Bestellung verwechselt«, sagte er, und ich bemerkte endlich, dass man eine Scheibe Kümmelbraten vor mich gestellt hatte.

»Sie sind zum ersten Mal hier«, begann er ein drittes Mal, und diesmal, fühlte ich, musste ich trotz starken Widerwillens darauf reagieren.

»Ja, das bin ich. Und auch nur durch Zufall und als Übergang. Im Grunde warte ich auf das Freiwerden eines Zimmers, ich bin ja sehr erschöpft von der langen Fahrt und würde mich am liebsten gleich hinlegen, aber das Gasthaus ist entsetzlich überbelegt.« Mir war

meine Antwort entgleist, wie immer, wenn ich die Interaktion eigentlich abbrechen wollte. Der Mann hatte sich, während er mir zuhörte, die endlich entdeckte Sardine in den Mund geschoben, deren Schwanz ihm noch aus dem Mundwinkel hing.

»Sie wollen um diese Zeit schon auf Ihr Zimmer?«, fragte er verwundert und spuckte die Hinterflosse aus. Er hatte recht: Es war ja noch helllichter Tag.

»Durchreise«, sagte ich ausweichend, als böte das Wort eine Erklärung, und schob wie aus Verlegenheit nach: »Und Sie sind öfter hier? Es ist ein hübscher Gasthof.«

»Unendlich krustig«, sagte der Mann und zog ein fleckiges Stofftaschentuch aus seiner vom Körper abstehenden Glockenhose. »Der Fisch, meine ich.« Und er hustete scheußlich in den Lappen, dass der Tisch erzitterte.

Kaum hatte er sich wieder gefangen, legte er seine Ellenbogen gebieterisch auf die Tischplatte. »Und Sie sind auch in geschäftlichen Agenden unterwegs? Ich bin Handlungsreisender – haben Sie schon einmal vom Fliegenden Maskenhändler gehört?«

»Nein«, sagte ich, ohne zu wissen, auf welche Frage ich damit antwortete. »Ich bin Physikerin und privat hier.«

»Physikerin, wie schön. Und welchem Fachbereich widmen Sie sich? Theoretische, praktische? Mechanik, Thermodynamik, Relativitätstheorie?« Der Mann, der mir sein Gesicht noch immer reglos zugewandt hatte, bewegte sich verstörend wenig.

»Ich arbeite in der Forschung und zwar über die Blockuniversumstheorie. Schreibe momentan meine Habilitation, also – das war zumindest mein Plan vor ein paar Jahren. Ich wurde dabei aufgehalten, in letzter Zeit.«

Obwohl er keine weiteren Fragen stellte, sprach ich weiter.

»Ja, was heißt schon aufgehalten«, sagte ich nun schamesrot, als wäre ich um eine Rechtfertigung angebrüllt worden. »Ich habe mir gewissermaßen selbst ein Bein gestellt. Dabei dachte ich eigentlich, als ich vor Jahren mit der Arbeit am Eternalismus begann, es handle sich um einen Befreiungsschlag. Sicherlich rebellierte ich gegen meine Professoren, die davon damals kaum etwas wussten. Aber je mehr ich mich hineinverließ, desto – wie soll ich sagen? Nun sagen

wir, dass meine Habilitation in mein Leben hineinexpandierte, dass sie wie ein Tumor begann, die anderen Gewebe zu verdrängen.«

Immer wieder nickte er, während ich diese Worte sprach, und der schwere indische Schmuck, der auf seiner Brust lag, schepperte jedes Mal, als wollte er eine ängstliche Kuhherde antreiben.

»Es gab nichts anderes mehr, verstehen Sie? Zwölf Stunden Arbeit schienen mir zu wenig, vierzehn, sechzehn waren noch im Juli mein Durchschnitt. Selbstverständlich ohne Medikamente nicht zu bewerkstelligen. Kaum Kontakt zu irgendjemandem, vier Jahre lang, nicht einmal im Institut. Ich war auf keiner Weihnachtsfeier, nichts.« Und wie zur Erklärung fügte ich ungeschickt hinzu: »Ich war schon ewig nicht mehr in meinem Elternhaus. Ich wollte überhaupt niemanden sehen.«

Ich war schockiert über das Ausbluten dieses Monologs, der mir unhaltbar von den Lippen gelaufen war.

»Erlauben Sie mir eine Frage«, sagte der Mann nun höflich und begann, mit einem Zahnstocher zwischen seinen Schneidezähnen zu graben, »was genau ist die Blockuniversumstheorie?«

»Entschuldigen Sie, natürlich.« Ich räusperte mich, obwohl ich nicht heiser war. »Es handelt sich dabei um eine alternative Theorie über die Zeit. Stellen Sie sich Folgendes vor: Wenn die Zeit unreal ist, wie wir heute wissen, dann sind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eigentlich gleichzeitig vorhanden. Ähnlich einem dreidimensionalen Block lassen sich die vermeintlich aufeinanderfolgenden Momente lesen als nahe aneinanderliegend. Das heißt, die Zeit wird eher zu einer Raumrichtung als zu etwas, das die Dinge je verändern würde. Es ist kompliziert.«

Ich faltete eine Serviette zu einem improvisierten Würfel.

»Sehen Sie, in diesem Block sind alle Situationen, die sich jemals zugetragen haben oder es werden, enthalten. Die Wände hier«, ich zeigte auf die Serviettenflächen, »sind die Grenzen der physikalischen Möglichkeit. Nun wird Zeit als Entfernung gemessen – es findet aber alles gleichzeitig statt, verstehen Sie? Wir können also mit unserem Bewusstsein jeden Pfad durch den Block nehmen. Wir nennen sie Pfade, denn von oben betrachtet ergibt sich eine Art Landschaft, durch die unser Hirn sich Wege entlang der größtmöglichen Wahrscheinlichkeit sucht – es ist aber gar nicht so wesentlich, dass